



Illustriertes Blatt.

Dinstag den 17. März.

U n

Franz Hermann v. Hermannsthal.

Bur ersten Heimath bist Du rückgezogen,
Es schickt die zweite Dir den Abschiedsgruß!
Ob Du an deutscher Mutterbrust gefogen,
Slovenen gaben Dir den Bruderkuß.

Welch' Loos uns immer falle aus dem Rade,
Wir denken Deiner stets in Lust und Weh!
Dir vlsichert Grüße Buschendorfs Rajade,
Dir bringt den Abschied der Wochenersee.

„Leb' wohl, Du Guter!“ tönt es vom Triglabe,
Des Gletscher Du bestiegen voller Muth,
„Leb' wohl, Du Guter!“ ruft es an der Save,
Wo auf den Hügeln kocht der Rebe Blut.

Wir Alle, die Dein treues Herz verstanden,
Die gern gelauscht dem biedernden deutschen Wort,
Wir Alle trauern, daß zu fernen Landen
Geriffen Dich von uns das Schicksal fort.

Doch keine Gränze hemmt den Zug der Seelen,
Gedanken stiegen über Berg und Kluth und Thal,
Den Winden gleich, die nie ihr Ziel verfehlen,
So schnell wie des Gewitters Feuerstrahl.

D, daß Du in der deutschen Heimath wieder
Die Muse küstest, die Geliebte, treu;
D, daß die Quelle Deiner schönen Lieder
Von neuem spränge rauschendhell und frei! —

D, daß Du Herzen fändest, Dir ergeben,
So stark wie Eichen und wie Gold so rein;
D, daß den Becher reiche Dir das Leben
Voll, überschäumend von des Glückes Wein! —

So zieden un're Wünsche hin nach Norden,
Sie segeln mit den Wolken, ohne Zahl,
Zu Dir, der uns im Süden Freund geworden,
Zum deutschen Biedermanne, Hermannsthal.

Gallhof, am 28. Februar 1846.

Joseph Philibert.

Der fremde Prinz.

Novellette von Leopold Kordesch.

Bei dem Divisionsgeneral und Militär-Commandanten einer bedeutenden Gränzstadt Frankreichs waren an einem Sommermorgen des Jahres 1826 mehrere Oberofficiere zum Stabsrapport versammelt, als ein härtiger Dienstsergeant eintrat und nach gehöriger Salutirung dem General ein Papier überreichte.

„Was Teufel? Nun, da haben wir's — also gestern spät in der Nacht, oder vielmehr heute morgens ist er angekommen?“

„So ist es, Herr General.“

„Schon gut! Rechts um!“

Der Sergeant salutirte und trat ab.

„Meine Herren,“ sprach der Commandant halb spöttisch, halb ärgerlich, „eben recht, daß Sie hier sind, wir kommen nun heuer aus den Paraden nicht heraus, obschon wir von Paris ziemlich entfernt sind. Gehen Sie nach Hause, um 12 Uhr erwarte ich Sie in Galla bei mir. Der Prinz von *** aus Deutschland ist hier angekommen und wird sich ein Paar Tage aufhalten; er fällt wie aus den Wolken, aber wir müssen ihm die Honneurs machen.“

Die Officiere gingen.

„Nun, wie läßt die Tournure des Prinzen an?“ fragte die Gemahlin des Generals, eine feine Pariser-Dame, als dieser, von der Aufwartung zurückkehrend, in's Zimmer trat.

„Ueber alle Erwartung, mein Herz, über alle Erwartung, sage ich Dir; ein fameuser, junger Mann, dieser Prinz; französisch spricht er Dir mit einem Accent, einer Reinheit, Sicherheit, Volubilität — par bleu! — man glaubt, Deinen gewandten Anbeter, St. Quentin aus Versailles, zu hören, und das will viel sagen,“ setzte er mit einem schelmischen Seitenblick hinzu. — „Und dann seine Manieren, seine Freundlichkeit — kurz, er hat uns alle bezaubert.“

„Wird man das Vergnügen haben, dieses Wunder von einem Prinzen zu sehen?“ spöttelte gutmüthig die Generalin.

„Sicherlich, morgen auf der Parade, wenn er die Garnison besichtigt.“

„Nun gut, Herr Gemahl,“ sprach neckend die junge Dame, „da habe ich Zeit, zwischen St. Quentin und der prinzlichen Hoheit aus Deutschland Vergleiche anzustellen.“

„Bosheit!“ murmelte der General.

Im Hotel „zur Taube“ herrschte ein ungemein bewegtes Leben und mitunter gab es Confusionen, denn der deutsche Prinz, den aber vermöge seiner Aussprache Jedermann für den feinsten Franzosen gehalten hätte, machte der Gasthausinhabung genug zu schaffen. Er wollte sich als Prinz zeigen und hatte auf den andern Tag sechzig Couverts bestellt, um dem Officiercorps, wie auch einigen anderen Honoratioren eine glänzende Fête zu geben.

Die Reisegesellschaft des Prinzen war eben nicht zahlreich. — Ein Secretär und, wie es schien, Günstling des hohen Reisenden, ein Kammerdiener, ein Leiblakai und ein Kutscher machten dessen ganze Begleitung aus.

Tags zuvor waren ein prächtiger Postzug Kappen und zwei Reitpferde des Prinzen im Gasthose eingetroffen, die nicht wenig Aufsehen machten. Den Postzug pflegte er nach der Aussage seines Kammerdieners nur zu Spazier- und Paradenfahrten zu verwenden, auf der Reise fuhr er gewöhnlich mit Postpferden.

Als nach der Mittagstafel der Kutscher im Hofe die glänzende Reifcarosse wusch und sich, wie das überall zu geschehen pflegt, mehrere neugierige Bewunderer des herrlichen fremden Wagens um ihn versammelt hatten, kamen auch der Kammerdiener und der Lakai herab und sahen dem Kutscher zu.

Da die ganze Dienerschaft des erlauchten Reisenden exact französisch parlierte, was die Leute im Gasthose nicht wenig Wunder nahm und die Bildung des Fremden in ihren Augen noch höher stellte, so war ein Gespräch mit den Zuschauern und den Livreeträgern bald im Gange.

Der Kammerdiener, als der Redseligste, wußte die Freundlichkeit und Großmuth seines Herrn nicht genug zu loben. „Das ist ein Prinz, wie es wohl wenige seines Gleichen in der Welt gibt,“ schloß er seine Lobrede, „und das Einzige, worüber ich ihm manchmal Vorstellungen machen möchte, wenn sich das schicken würde,“ setzte er leicht hin dazu, „ist das Uebermaß seiner Großmuth und der überwiegende Hang, sich überall im Glanz zu zeigen. So sind auf morgen 60 Personen eingeladen, und wir kennen nicht Einen davon, und so geht es immer und überall.“

Nach diesen Worten stieg der Kammerdiener, ein deutsches Liedchen trällernd, wieder die Stiege hinauf.

Nach einer kleinen Pause kam der Befehl an den Kutscher, die Reitpferde zu satteln. Der ganze Hofraum stand beinahe voll Menschen, als nach einiger Zeit der Prinz mit seinem Secretär über die große Treppe hinab kam, wohin die Pferde geführt worden waren.

Er war ein schöner Mann, ungefähr 25 Jahre zählend, groß, schlank, wohlgebaut. Unter dem weißen Sommerhute quollen rabenschwarze Locken hervor; sein Auge war freundlich, doch imponirend, wie seine ganze Haltung. Sein Anzug, wie der seines Begleiters, war äußerst elegant. An seiner linken Brust glänzte ein kleiner Ordensstern. Er erwiderte den Gruß der Menge sehr artig, bestieg den herrlich aufgeäumten Engländer und sprengte, vom Secretär gefolgt, aus dem Gasthose.

Man kann sich denken, daß die ganze Stadt alle wie immer Namen habenden Klatschereien im Stiche ließ, um von nichts anderm, als von dieser neuen Erscheinung zu sprechen. Der deutsche Prinz war überall das dritte Wort und die Lobrede des gesprächigen Kammerdieners lief, um die Hälfte vergrößert, von Mund zu Mund.

Als er Abends zum Militär-Commandanten auf ein Spiel fuhr, waren Thor und Treppen des Hotels förmlich belagert.

Der Secretär und der Kammerdiener waren zurückgeblieben, indem der Prinz bloß den Bedienten mitgenommen. Als sie daher im Speisesaale Platz genommen hatten, rückten ihnen unbemerkt mehrere angesehene Gäste näher und bald waren Beide in's Gespräch verwickelt.

Die Rede fing natürlich bald an, sich um den Prinzen zu drehen; der Secretär erzählte von dem ungeheuern Aufwande, den sein Herr namentlich in Brüssel und London gemacht habe, wobei oft Banquiere schwere Procente gewonnen, Paris ausgenommen, weil der Prinz, ob des vor kurzer Zeit erfolgten Todes seiner herzoglichen Tante, nur drei Tage ohne Aufsehen dort verweilte. „Uebrigens,“ schloß er, „werden ihm diese drei stillen Tage, die er in der Weltstadt Paris ohne Pomp dahin gehen lassen mußte, reichlich vergolten, indem er von der verstorbenen Herzogin über eine Million erbte.“ Die Unterhaltung spann sich lebhaft und mit Interesse fort, als plötzlich ein Aufwärter des Hotels zum Secretär mit der Meldung trat, zwei Herren wären in einem Nebenzimmer und bäten recht höflich, mit ihm ein Paar Worte allein sprechen zu können.

„Mit Vergnügen,“ sprach der Ersuchte und ging. „Irrt ich nicht,“ sagte er, in's bezeichnete Zimmer tretend, wo ihm die zwei Geheimnißvollen entgegen kamen, „so habe ich Sie Beide eben vor Kurzem noch bei unserm Tische gesehen?“

„So ist es, mein Herr,“ entgegnete der Eine und fuhr, als der Secretär ohne weitere Rede einen Anfang zu erwarten schien, folgendermaßen fort:

„Wir sind Handelsleute und arbeiten in Gold. Sie würden uns sehr verpflichtet, wenn, im Falle der Prinz etwa Geld benötigten sollte, Sie uns den großen Vorzug einräumten, den Prinzen bedienen zu dürfen. Wir sind redlich und begnügen uns mit Interessen, die der Prinz selbst bestimmen kann. Verzeihung, daß wir Sie hieher bemühten, aber wir werden dankbar seyn, Sie können sich verlassen.“

„Wer sagt Ihnen, meine Herren, daß mein Prinz eben jetzt Geld braucht?“ sprach der Secretär etwas unwirsch und, wie es schien, erstaunt ob dieser Zumuthung.

(Schluß folgt.)

Der Manna-Regen.*

Von E. Reiffert.

Der „Courier de Constantinople“ vom 24. Jänner d. J. und nach ihm die meisten deutschen Zeitungen brachten die Nachricht von einem Mannaregen, welcher zu Anfang dieses Jahres in dem Districte von Jenischehir in Kleinasien, so wie in den benachbarten Bezirken, nachdem schon großer Mangel an Lebensmitteln geherrscht hatte, niederfiel. Dieser Regen dauerte durch einige Tage und das Manna fiel in Stücken von der Größe einer Haselnuß in bedeutender Menge. Es wurde vermahlen und zu Brot verbacken, welches dem Getreidebrote nichts nachgab. Nach dem „Journal de Constantinople“ vom 26. Jänner wurde dieses Phänomen auch im Frühjahr 1841 zu Ban unter gleichen Umständen beobachtet. Damals fiel die Substanz in einer staunenswer-

*) Aus der Wiener Zeitung.

then Menge, so daß der Boden 3 — 4 Zoll hoch damit bedeckt wurde. Sie hatte die Größe eines starken Hagelkornes, eine grauliche Farbe und ziemlich angenehmen Geschmack. Das daraus bereitete Mehl war sehr weiß, gab jedoch ein nur wenig schmackhaftes Brot.

Wir sind in der Lage, genügende Aufklärung über diese merkwürdige Erscheinung zu geben, und den Schleier des Wunderbaren, welcher sie deckt, zu lüften.

Dieser Mannafall ist nicht der erste und wird nicht der letzte seyn; er wird sich, wie man mit Sicherheit schließen darf, noch oft wiederholen. So weit bestimmte Nachrichten reichen, wurde derselbe 1824 in Persien unter gleichen Verhältnissen, wie heuer, beobachtet. Im Jahre 1828 wurde dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris von dem französischen Consul in Persien eine Substanz zugesandt, mit der Bemerkung, daß selbe zu Anfang des Jahres 1828 in Persien vom Himmel gefallen, und von den Einwohnern für Manna oder Himmelsbrot gehalten worden sey. Diese Art Manna fand sich in so großer Menge, daß der Boden eine große Strecke weit damit ganz bedeckt war. An einigen Orten lag sie 5 — 6 Zoll hoch. Die Heerden, besonders die Schafe, haben sich reichlich von diesem merkwürdigen Erzeugniß ernähren können. Man hat Brot daraus bereitet, welches als Nahrung für die Menschen gebraucht werden konnte. Diese Substanz ist von Thénard der Academie vorgelegt worden und von Desfontaines für eine Art von Lichen erkannt worden. Man äußerte sich übereinstimmend, daß diese Flechte sich irgendwo in großen Massen finden müsse und wahrscheinlich vom Winde an den Ort geweht wurde, wozu ihr plötzliches Erscheinen bemerkte. (Grosier's Notiz. 1828, no. 466. p. 55. — Vergl. auch Goeyper über Getreide- u. Schwefelregen, p. 22.)

In demselben Jahre beobachtete Parrot auf seiner Reise in Persien einen solchen Mannaregen. Er brachte Exemplare der Mannaflechte nach Europa und sie wurde von Göbel chemisch untersucht. (Schweigg. Journ. f. Chem. u. Phys. 1830. Bd. III. Hft. 4.) Derselbe äußert sich darüber p. 393 folgender Maßen:

„Herr Collegienrath Parrot übergab mir diese Flechten zur Untersuchung mit der Bemerkung, er habe hier eine Substanz von seiner Reise zum Ararat mitgebracht, welche zum Anfange des Jahres 1828 in einigen Districten Persiens 5 — 6 Zoll hoch herabgeregnet, und von den dortigen Einwohnern gegessen worden sey; sie scheine ihm organischen Ursprungs zu seyn.“

„Die Resultate der chemischen Untersuchung gaben mir die Ueberzeugung, daß ich entweder eine Flechte, oder sonst ein krankhaftes, unvollkommenes Pflanzengebilde untersucht hatte, welches vielleicht durch electricische Winde seinem Standorte entführt, und an entfernten Orten wieder abgesetzt war, so wie Parrot berichtete, sie sey herabgeregnet. Um nun darüber mehr Aufschluß zu erhalten, legte ich sie Herrn Professor Ledebour vor. Dieser erkannte sie für *Parmelia esculenta*, und sagte mir zugleich, daß er diese Flechte auch auf seiner Reise in der Kirgisensteppes und überhaupt im

mittleren Asien häufig auf einem todten, lehmigen Boden und auf nackten Felsenriffen angetroffen habe.“

„Mag sie nun auf die eine oder andere Weise in Persien plötzlich sichtbar geworden seyn, so bleibt sie immerhin wegen ihres großen Gehaltes an oralsaurom Kalke und wegen Abwesenheit aller übrigen, sonst in diesen Gewächsen vorkommenden salzigen und erdigen Bestandtheile, merkwürdig.“

Eben daselbst p. 390 folgt die chemische Analyse dieser Flechte. „Die *Parmelia esculenta* enthält in 100 Theilen: 1,75 Chlorophyll haltendes Weichharz von kratzendem Geschmacke, 1,75 geruch- und geschmackloses Weichharz, 1,00 einer in Weingeist und Wasser löslichen, bitter schmeckenden Substanz, 2,50 Inulin, 23,00 Gallerte, 3,25 Flechtensäure, 65,91 oralsaurom Kalk. Zusammen: 99,16.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Ein Gefangener in Naab) ließ sich ein Zeugniß geben, daß seine wunden Füße die schweren Eisen nicht zu ertragen vermögen. Es wurden ihm in Folge dessen die Eisen abgenommen, natürlich auf parole d'honneur, sich nicht zu entfernen. Eines schönen Morgens erhält er die Kleider eines Beamten zur Reinigung; er erfüllt seine Pflicht und trägt die gereinigten Kleider zurück, da findet sich aber zufällig Niemand, der ihm die Kleidung abnehmen möchte; ein Gedanke fährt, wie ein Blitz, durch seinen Kopf; er zieht die Kleider an, setzt einen Hut auf und entfernt sich. An der Hauptwache wird das Gewehr angezogen, und — Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!

(Der Dichter Castelli) feierte Freitag den 6. März seinen 65sten Geburtstag in einem zahlreichen Kreise von Freunden, welche ihn mit Toasten, Gedichten, Gesängen und Beiträgen zu seiner Dossensammlung überraschten. Auch Anastasius Grün und Liszt waren anwesend und letzterer improvisirte am Claviere eine humoristische Phantasie unter stürmischem Beifall. Es war ein schöner, fröhlicher Abend, voll Scherz, Witz und heiterer Laune, so daß man fast glauben konnte, das unaussprechliche homerische Gelächter habe sich wieder eingefunden.

(Ein neues politisch-belletristisches Blatt), erzählt der „Spiegel“, soll gegenwärtig in literarischen Kreisen Wiens besprochen werden. Die Herren Wiest, Chowitz und Hofrath Rousseau werden als die Herausgeber desselben genannt, und man bringt auch das plötzliche Erscheinen des Herrn Uffo-Horn in Wien damit in Verbindung.

(Selbstmord.) Kürzlich fand man Abends auf der Berlin-Potsdamer Eisenbahn, unfern Schöneberg, den Leichnam eines unbekanntem jungen Mannes, völlig bekleidet, ohne Kopf, mit dem Oberkörper nach den Bahnschienen gekehrt und in solcher Lage vor, daß daraus zu entnehmen war, der Unbekannte habe sich vor dem Vorüberfahren eines Zuges auf die Bahn geworfen und so seinen Tod selbst gesucht. Der Kopf steckte im Hut und lag nicht weit vom Körper in der Mitte der Bahnschienen; der Hut war über das Gesicht gezogen. Es scheint ein ungefähr 20 Jahre alter, seiner Kleidung nach den distinguirten Ständen angehörender junger Mann zu seyn. In seinen Taschen fand man einige Geldstücke und ein Billet zum ersten Range des Königsstädtschen Theaters.

(Auswanderung) Nach amtlichen Ausweisen verließen im Jahre 1845 nicht weniger, als 56.000 Deutsche, und zwar nicht aus der ärmern Classe, ihr Vaterland, um sich in Amerika eine neue Heimat zu gründen.

